



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andree, Richard: Chinesische Politik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Straßen und Wege, deren es zu jeder Art von Fortschritt am dringendsten bedarf. Auch die Verdichtung der hannoverschen Eisenbahnneze, die neuerdings so rapide vor sich geht, ist zum Theil seinem einflußreichen Bemühen in Berlin zu danken.

Sicherlich steht der rüstige maßvolle Führer der nationalliberalen Partei heute noch nicht auf dem Gipfel seiner politischen Laufbahn. Viel darf das Vaterland noch von ihm erwarten.

Chinesische Politik.

Je enger unsere diplomatischen und Handelsbeziehungen zu Ostasien werden, desto mehr ist es am Platze auch die politischen Vorgänge in China und Japan zu verfolgen, von denen eine gedeihliche Verbindung mit jenen beiden Reichen bedingt wird. Während nun in Japan das größte Entgegenkommen herrscht und das Reich des Mikado so zu sagen einen europäischen Zuschnitt erhält, findet im Blumenreiche der Mitte geradezu das Gegentheil statt. Hier verhält man sich ablehnend, weicht nur gezwungen, Schritt für Schritt dem Fremden, sucht ihn hinzuhalten und zu hintergehen. Gerade jetzt sind die Dinge zu einer Krisis gediehen, bei welcher Deutschland mit bethelligt ist, und es wird daher gut sein, einmal die Beziehungen Chinas zu den Mächten, wie sie in der Gegenwart sich gestaltet haben, auseinanderzusetzen.

Die Heirath des jungen Kaisers von China, welche am 16. October 1872 stattfand, ist ein Ereigniß von großer politischer Tragweite. Bei uns hat die Vermählung eines Herrschers nur wenig mit der Politik noch zu thun und ist eine Sache von vorübergehender Bedeutung im Völkerleben. Anders in China. Hier war vor zwölf Jahren nach dem frühzeitigen Tode des vorigen Kaisers Hien Fung, der an gebrochenem Herzen über die Niederlage starb, die er durch England und Frankreich erlitten, die Regierung in die Hände einer Regentschaft übergegangen. Der Thronerbe war nämlich ein Knabe von nur sechs Jahren und die Regentschaft, welche, wie es anfangs hieß, durch kaiserliches Testament eingesetzt war, wurde von acht Personen von Geblüt und hohen Würdenträgern ausgeübt. Gegen das Ende des Jahres 1861 wurde indessen die Welt durch einen chinesischen Staatsstreich überrascht. Der Oheim des jungen Kaisers nämlich, Prinz Kung, schon bekannt durch die Friedensverhandlungen, die er 1860 mit den europäischen Mächten geführt

hatte, behauptete das Testament sei gefälscht, von seinen Mitregenten untergeschoben worden, und jene Fälscher müßten bestraft werden. Ihre Hinrichtung erfolgte sogleich, Peking befand sich in großer Aufregung, aber in den übrigen Theilen des weiten Reiches verspürte man nicht einmal eine Zuckung und Prinz Kong war nun alleiniger Regent. Daß unterdessen ganze große Provinzen — Ostturkestan, Sünnan — vom Reiche abbröckelten und sich als selbständige Staaten constituirten, hat mit diesen Fragen der inneren Politik nichts zu schaffen. War nun auch Prinz Kong in der That Regent, so war er es doch nicht dem Namen nach; er war schlau genug, auf achthundert Jahre alte Vorgänge sich berufend, eine weibliche Regentschaft vorzuschieben. Aus dem Harem des verstorbenen Kaisers wurden zwei verwittwete Kaiserinnen hervorgesucht und mit der Hüterschaft des Thrones betraut. Die erste Gemahlin Hien Fung's war kinderlos geblieben; aber ihre Stellung als erste Kaiserin und „Mutter des Staats“ berechtigte sie einen so hohen Posten mit gleichem Range neben der Mutter des minorennen Kaisers einzunehmen. Der letztere gab seine Einwilligung zu dieser Regentschaftsform, während Prinz Kong mit dem bescheideneren Titel als Staatskanzler zufrieden war, in der That aber seit 1861 bis jetzt die Geschicke des Reiches lenkte.

In früheren Zeiten würde diese Regentschaft schon lange ihre Functionen in die Hände des legitimen Kaisers, des Sohnes des Himmels, gelegt haben, jetzt aber, wo der störende Einfluß der fremden Mächte sich bemerkbar machte, suchte man die Großjährigkeitserklärung — allen früheren Beispielen zum Troß — so weit als möglich hinauszuschieben. Sonst war der Kaiser mit vierzehn Jahren majorenn; diesmal ausnahmsweise nicht. Prinz Kong wußte es so einzurichten, daß der wichtige Zeitpunkt verschoben wurde und er that dies nicht sowohl aus persönlichem Ehrgeize, um länger am Ruder zu bleiben, als vielmehr um die Verührung des Kaisers mit den Fremdlingen soweit als möglich hinauszuschieben. Mit dieser Großjährigkeitserklärung, und fände sie im vierzehnten Jahre statt, ist aber allemal die Verheirathung des Kaisers verknüpft und somit bezeichnet letztere einen doppelt wichtigen Act. Nachdem sie verschoben und wieder verschoben war, ging dies endlich nicht mehr an und das wichtige Ereigniß ist jetzt erfolgt; der siebzehnjährige Kaiser hat eine Frau und gleichzeitig damit die Last der Regierung bekommen.

Es begreift sich nach diesen Auseinandersetzungen leicht, welches Interesse die fremden Mächte an diesem Ereignisse haben. Während der minorenne Kaiser noch unter der Vormundschaft der beiden Frauen stand, hatten diejenigen, welche das Heft des Staates in Händen führten, bei allen Verhandlungen mit den Mächten in dem unfertigen Zustande der Regierung eine gute Handhabe zu Vorwänden. Hatten die in Peking accreditirten Gesandten Cu-

ropas und der Vereinigten Staaten sich über irgend einen Vertragsbruch, über ihnen feindliche Verordnungen und dergl. zu beschweren, so wurde stets die Minderjährigkeit des Regenten vorgeschoben; man vertröstete sie mit der definitiven Ordnung mancher Angelegenheiten, bis zu dessen factischer Thronbesteigung. Alles blieb in der Schwebe. Aber fast noch wichtiger als die Abwicklung schwebender Angelegenheiten erscheint die Audienzfrage, die jetzt in den Vordergrund tritt und zu einer Krisis führt. Bis zu diesem Augenblicke nämlich, obgleich Freundschafts- und Handelsverträge mit den hervorragendsten Nationen von China abgeschlossen wurden, und fünf oder sechs Gesandte, darunter ein deutscher, in Peking residiren, ist bisher von letzteren noch nichts geschehen, um die Prätension des Sohnes des Himmels zu brechen: daß er der Alleinherrscher der ganzen Welt sei und alle Völker ihm von rechtswegen unterthan wären. Noch immer ist dieß der Ta-Hwang-li in den Augen seiner Unterthanen, trotz aller üblen Lagen, in welche das Blumenreich der Mitte schon gerieth, trotz der Niederlagen, welche die Himmlischen erlitten, trotz der gewaltigen Aufstände der Taipings, trotz der Revolution der Panthays, trotz der Losreißung von Jünnan und Ostturkestan, trotz der Abtretung der Amurländer an Rußland. So lange aber noch diese Ueberzeugung in 300 Millionen Unterthanen feststeht, welche die Fremden eben als „Barbaren“ und Untergebene ihres Kaisers ansehen, kann an eine gedeihliche Durchführung der Freundschafts- und Handelsverträge nicht gedacht werden.

Der Kaiser von China ist eben Viceregent Gottes, er ist der directe Sohn des Himmels, ohne diese Basis sinkt er in den Augen seiner Unterthanen; er kann sich daher nicht mit fremden Herrschern, indem er ihre Gesandten empfängt, gleich stellen. Auch er hat sein non possumus. Giebt er seine Prätension auf, dann läuft er Gefahr, seine ganze kaiserliche Machtstellung einzubüßen. Ähnliche Prätensionen haben wir beim Sultan, beim Mikado kennen gelernt; sie sind gefallen und auch die Chinesischen werden fallen, darüber kann ja kein Zweifel herrschen. Selbst noch während seiner Minderjährigkeit, als er noch nicht officieller Himmelssohn geworden war, empfing der junge Kaiser seine Minister und die höchsten Staatswürdenträger in einer Weise, welche seine absolute Suprematie über alle anderen irdischen Wesen klar stellen sollte. Die Ceremonie des „Kotau“ mußte täglich vor ihm wiederholt werden. Sie besteht darin, daß die ihm Nahenden dreimal vor ihm niederknien und neunmal mit der Stirn an die Erde schlagen. Für den Chinesen ist es ganz undenkbar, daß irgend ein menschliches Wesen und sei es unser Gesandter in Peking, vor dem Ta-Hwang-li erscheinen könnte, ohne diese erniedrigende Ceremonie. Aber wir finden es ebenso natürlich, daß unsere Gesandten, die unsere Souveräne repräsentiren, sich diese Ceremonie ver-

sagen und auf völlige Gleichstellung dringen. Da liegt der Conflict und er muß jetzt zum Austrag gelangen.

Auf keine Weise kann von den Mächten zugegeben werden, daß der Kaiser von China ihnen gegenüber seine unberechtigten Präntensionen von Welt-herrschaft aufrecht erhalte. Allerdings ist in keinem der mit China abgeschlossenen Verträge von einer Audienz beim Kaiser die Rede; beim Abschlusse derselben war man zunächst froh, die Eröffnung der Handelshäfen zu erlangen, dachte man nicht an Etikettenfragen; aber nun, seit die Beziehungen zu China enger und enger werden, muß auch diese Sache zur Entscheidung kommen.

So weit wir auch in der Geschichte der europäisch-chinesischen Beziehungen zurückschauen können, wir finden stets dasselbe Hinhalten, dieselbe Geringschätzung und Treulosigkeit gegenüber den Fremden. Die Langmuth der letzteren, die nicht gleich sich entschließen, wegen einiger niedergemetzelten Missionäre oder einiger ausgeplünderten Kaufleute den Krieg zu erklären, hat in den letzten Jahren wieder den Uebermuth der Chinesen aufgestachelte. Mit diesen Erfahrungen vor Augen, glauben letztere, daß nun endlich die von ihrem Staatsweisen Tseng-tso-fan vorhergesagte Periode anbreche, in der China gewaltig über die zertretenen Fremdlinge herrschen werde. Allerlei äußere Umstände trugen dazu bei, sie in dieser Ansicht zu bestärken. Frankreich hatte Genugthuung für die scheußlichen, an seinen Unterthanen verübten Mezeleien in Tientsing zu fordern — da kamen 1870 die deutschen Siege, Frankreich war niedergeworfen, es konnte keine chinesische Politik treiben und in Peking verlachte man die Forderungen. Daß Asien Europa wie Amerika überlegen sei, war eine Ansicht, die auch noch durch den Ausfall der erbärmlich geführten amerikanischen Expedition nach Korea bei den Chinesen befestigt wurde. Die Amerikaner zerstörten einige kleine Forts — dann zogen sie ab. Sie hätten lieber gar nichts thun sollen, als halbe Arbeit.

Unterdessen rüstet China; Tientsing und die Takuforts werden besetzt; Europa liefert Torpedos und Gußstahllkanonen. Dabei drängt die Audienzfrage mehr und mehr auf Entscheidung. Im Mai 1872 ist Herr Geoffroy der französische Gesandte für Peking in China angekommen; er führt ein Schreiben des Präsidenten Thiers bei sich, das Genugthuung für die Mezeleien in Tientsing verlangen soll. Aber dieses Schreiben hat Herr Geoffroy noch in der Tasche, er hat noch keine Audienz erlangt, er wird auch nicht auf die Kniee fallen. Die Abwicklung dieser brennenden Angelegenheit in der nächsten Zeit steht zu erwarten; bei der Entscheidung wird aber nicht nur Frankreich theilhaftig sein, sondern auch Deutschland, England und die Vereinigten Staaten, deren Interesse in China solidarisch sind.

Richard Andree.